Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 12. Bromberg, den 17. Januar. 1934

Hein Hoyer

Roman von Hans Friedrich Blunck.

(6. Fortsetzung.)

Sie neigte den Kopf, ihre Augen hatten sich gefüllt. Sie wollte aufbegehren, aber es ward nichts als willfährige Demut, daß er um ihre Heimlichkeit gewußt hatte, ohne bisher daran zu rühren. So schwieg sie.

„Ach, wovon sprechen wir nur“, eiferte Hoyer, als flehte er wieder um Vergebung, „was reiten wir weltein, weltaus. Sieh die grauen Seelen, Avelke, die zeitlos auf dem Wasser stehen und schweigend auf ein Unbekanntes warten. Was wissen die noch vom Ruhm der Gerechten?“

„Ihr redet anders als vorhin!“ klagte sie.

„Weil mein eigenes Herz keine Wurzeln schlagen darf um meiner Ungestalt willen, weil ein Werwolf in mir wohnt, der mich unstät treibt bis in den Tod.“

„Warum sprecht Ihr vom Tod?“

Hoyers Stimme versagte, so sehr quälte er sich. „Warum sprech ich vom Tod?“ wiederholte er tonlos. „Mir ist, als sei er ein Trost, der über uns hinfährt, um uns eine neue Gestalt zu bringen, ein Wind, der uns unter die Sterne drängt, aber nicht löscht.“

„Der Himmel ist groß, wohin weht er Euch?“

„Wo deine Jugend ist, Avelke!“

Da versuchte sie ihn einfältig zu trösten in Schreck und Mitleid zugleich. „Bleibt auf Erden, Hauptmann, Ihr wißt nicht, in welche Welt Ihr fallt.“ Sie sah ihn schelmisch an und streichelte leise über seine Hand. Hoyer nickte, ihn verwirrte die Raschheit, mit der aus dem dienenden Knaben zarte Jungfräulichkeit ward. Hilfesuchend wandte er den Blick zu den Ufern.

Die Büsche, die zwischen den ruhenden Wassern standen, glitten lautlos mit, als überwachten sie, daß niemand entkäme; alles war spukhaft warm und grau, nicht licht oder dunkel, sondern unter Schleiern des Ungewissen, kaum erkenntlich.

Avelke aber lächelte. Ihr Antlitz leuchtete in froher Röte, ihre Stimme, ihr Mund entfalteten sich. Sie lehnte sich vor, damit der Knecht sie nicht sähe.

Ein Vogel stieß auf, ohne Schrei, die Wasser glitzerten und rührten sich doch nicht. Nur der Nebel zog näher und tastete warm und feucht über alle Dinge, ohne Haut und Haupt, wie ein unheimliches Tier, das seine Beute sucht.

Das Mädchen fuhr plötzlich verwirrt aus ihren Gedanken auf. „Warum sprecht Ihr nicht?“ fragte sie. Sie beugte sich über, als wollte sie den Kopf an Hoyers Brust legen. „Wenn Ihr doch wißt, wer ich bin, will ich horchen, ob Ihr mich gern habt!“

Der Mann legte seinen Arm bittend auf ihre Schulter und wagte doch nicht, sich zu ihrem Mund zu beugen. Sie ließ sich seine Nähe gefallen, froh, ein wenig erschrocken und voll eigensinnigen Erwartens. Dann, als er wieder an ihr vorbeiblickte, nahm sie selbst seinen Kopf in ihre Hände, zog das große ungeschlachte Haupt an sich und küßte Hoyer flüchtig, fast kindlich rasch auf die Wange.

„Avelke!“ flüsterte er und wartete auf ein liebes Wort. „Avelke, meine Avelke!“ Aber das Mädchen nickte nur in lächelndem abweisenden Sinnen.

Dann öffnete sich der Deich zum Siel, unterm Nebel dröhnte das nahe Meer; ein paar Bauern nahten mit Beilen und Spießen. Und jäh, beim Anblick der Waffen und beim dumpfen Rollen der See erwachten die beiden Menschen.

„Geh!“ sagte das Mädchen. Sie verstand nicht mehr, was eben gewesen war. Die Bauern traten mißtrauisch ans Ufer. Avelke fragte sie rasch nach dem Gewese, das sie suchten. Sie antworteten; einer erzählte, die Grafen seien ins Land eingefallen.

„Hilf diesen!“ Das Mädchen wagte Hoyer nicht anzusehen; sie wußte, daß sie vor seinen Blicken erschrecken würde.

„Hilf ihnen!“

Hoyer stieg schweigend aus und führte Avelke auf den Hof. Er wollte noch eine glückliche Frage tun, aber er hatte Furcht vor einer Veränderung in ihrem Wesen, folgte den Bauern und schaute dumpf zufrieden in das langsam sich öffnende Abendrot.

Herzog Geerd und Graf Albrecht fielen durch die Hamme in Dithmarschen ein, sie nahmen Meldorf mit stürmender Hand und drangen bis ins Herz des Landes vor. Brand und Tod ließen ihre roten und schwarzen Fahnen über den Marschen wehen.

Aber vom Dithmarscher Volk fanden die Herren hinter Meldorf nur wenige Weiber, Kinder und Greise; auf Bauern stießen sie selten. Nur wenn sich Knechte plündernd zerstreuten, fand man sie nach Tagen ohne Blut und Atem auf; kein einziger konnte berichten, was geschehen war. Da kam ein Grauen über das Heer, und weil es Beute genug hatte, drängte es, das Land bald wieder zu verlassen. Aber die Grafen lachten über die Furchtsamen und schickten Boten, ob Dithmarschen sich unterwerfen wolle, sie würden es sonst verwüsten bis auf den letzten Hof. Aber die Bauern kamen nicht wieder.

Nur einmal, in einer Sturmnacht, als Graf Albrecht, Herzog Geerds Bruder, einen Teil der Beute nach Holstein führen wollte, rührte sich der Feind. Die Knechte packte ein Entsetzen, so daß Graf Albrecht zurückpreschte, um den Troß zu ordnen. Dabei stürzte er vom Pferd und starb unter den Wunden, die ihm sein Harnisch schlug. Und einmal versuchten die Bauern das Lager zu stürmen, das die Gräflichen bei Meldorf an der Delbrücke angelegt hatten. Sie wurden abgeschlagen, ihr Führer Rolves Bojaken fiel. Da tauchten sie wieder ins Land zwischen Wasser und Nebel ein, unsichtbar, unspürbar, wenn man ihre Schritte nicht in der Flut hörte oder sie hinter den Deichen sah.

Hoyer war nach Hamburg zurückberufen, aber er nahm Urlaub und blieb in Dithmarschen. Der neue Gesandte der Hansa, der eintraf, versuchte zum Besten des Niederlandes zwischen Fürst und Bauer zu vermitteln, aber keiner von beiden hörte auf ihn, der Haß hatte sich zu tief gefressen.

Da drang Herzog Geerd, obschon ihm sein schwangeres Weib umzukehren schrieb, noch einmal in die Mitte des Landes, machte große Beute und wollte von der Marsch durch die Moore der Süderhamme heimkehren.

Ein heißer Erntemondstag lag über dem Land. Die Holsteiner kamen bei der Süderhamme schon der Grenze nahe, und Herzog Geerd dachte an sein Weib, das er wiedersehen würde, und an den Sohn, den sie ihm gebären sollte. Er dachte an die Zeit, da sie ihm das erste Kind geschenkt hatte, er dachte plötzlich an die Jahre, da er um sie freite und eine andere lieb hatte, die mit Esturny nach England fuhr. Und er sann lächelnd dem nach, und die Sonne ließ das Land in unterwürfiger Breite leuchten. Weil der Tag aber überheiß und man Holstein nahe war, gab der Herzog den Helm einem Knappen zu tragen und löste den Harnisch.

Der Troß mit dem geraubten Gut fuhr dem Heer vorauf über den Dammweg. Dann folgten die Knappen. Dreihundert — dreihundert Herren — die Blüte der Ritterschaft des Landes, deckten ihnen den Rücken.

Und als der Troß die Süderhamme durchfuhr, war sie tot und leer, daß den Knechten graute. Aber ein Wind schwelte wie ein Qualm von Haß um die Wagen, das Wasser murrte und blinkte. Und als die Knappen, die allerhand Helme und Spieße ihrer Herren trugen, dem Troß durch die Hamme folgten, bewegte sich der Wind wie von Flüchen und Gebeten, die der blühenden Heide entstiegen. Männer im Lederhelm glitten im Busch auf und tauchten wieder in Kraut und Sumpf. Da wurde den Knappen unheimlich zumut, sie begannen voranzudrängen und erhoben ein warnendes Geschrei, denn die Herren waren weit zurück und kamen auf den engen Dämmen nur mit Mühe voran. Als aber die letzten Knappen auf den stolpernden Gäulen das Weite gesucht hatten, drangen aus den Büschen Gruppen von Bauern auf den Weg und sperrten ihn. Ein großer Krummer im Harnisch stand mitten unter ihnen.

Die ersten vom Heer der Holsteiner kamen herangeritten, barhaupt der Herzog dabei. Sie hatten das Schreien gehört und glaubten einen Streit der Knechte schlichten zu müssen.

Fremde drängten sich ihnen entgegen; einer, ein gelbhäutiger Riese, packte seine Axt mit beiden Fäusten, trat vor Herrn Geerd von Holstein, der abwehrend die Hände hob, und spaltete ihm die Schulter bis zur Brust. Die Reiter, die ihn begleitet hatten, flohen zurück, als sei ihr eigen Haupt getroffen. Ein Schreien, betäubtes Warten, ein unsinniges Drängen, Raten und Fluchen, dann sammelten sich die Herren, die Pferde schnoben im Zaumzeug und die Hufe stampften schwer heran. Wie ein eichener Bug brachen die Gepanzerten den Damm entlang in die Bauern ein. Aber die wichen kaum; wie eine Flut kamen sie wieder, stürmten auf, wogten zurück, lechzten gegen die bewegungslose Tiefe des Heeres der Herren, schlugen Breschen, hoben sich Schulter an Schulter wütend zu den Pferden und brandeten in blutiger Gewalt über die Eisernen. Die wankten, stürzten nieder und bäumelten sich wieder hoch auf, das Antlitz zum Himmel, als müßte der Hilfe bringen. Aber das Gewölk stand in grauer Schwüle bewegungslos über ihren Gesichtern, der Haß stieg an ihre Brust, daß der Atem versagte, und packte nach ihren Kehlen, daß sie röchelnd um Hilfe rangen.

Die Bauern aber und die geharnischten Häupter ihrer Führer jauchzten wie Kräfte der Tiefe, drangen vor, zerrissen die Reihen auf dem Damm und stampften die Pferde unter sich, berauscht, in grausamer Unerbittlichkeit, bis sie wie Wogen gegeneinanderschlugen und alles Menschliche unter ihren Leibern erstickt hatten.

So gingen Herzog Geerd und die Ritterschaft im Moor der Süderhamme zugrunde, und es kam ein tiefes Klagen über das holsteinische Land, das den Dänen blutig offen lag, und auch über Hamburg, das die Herren liebte und haßte.

Die Bauern von Dithmarschen aber waren außer sich über ihren Sieg und grausam bis zum äußersten gegen die Herren, die ihr Land geplündert und ihre Freiheit hatten ersticken wollen. Sie ließen die Leichen unbestattet; ein Lied sangen sie, daß die Toten modern sollten, bis Gott sie riefe zum Jüngsten Gericht.

*

Einige Tage darauf machte sich Hein Hoyer auf, Herzog Geerd zu suchen, um seines Vaters willen, unter dem er gedient hatte. Wollten die Dithmarscher ihm keine letzte Ehre tun, wollte er dem Toten sein Recht geben.

Der Balistarius von Meldorf wandert neben Hoyer, sucht mit ihm unter den Toten; von einem verbrannten Köhlermeiler kommt ein dünner Rauch, ein Hahn kräht, sonst ist die Weite ohne Laut.

„Dreihundert Herren", grinst der Alte schadenfroh. „Davon wird man in Dänemark und Deutschland erzählen zu allen Tagen." Er plapperte in sich hinein, wiederholt sich halblaut alles, was er sieht, und beginnt um so eifriger zu reden, je mehr Hoyer schweigt. „Wißt Ihr, daß dreihundert Edelfrauen gefragt haben, ob sie ihre Männer bergen dürfen? Aber der Bauer hat's ihnen abgeschlagen. Er hält nichts von klagenden Weibern."

Der Balistarius schaut verdrossen auf, Hoyer hat sich abgewandt und blickt in die Sonne hinein wie ein Blinder. Da tritt er erbost auf die Blumen, die sich um die Toten aufgerichtet haben und hebt wieder einen Körper auf, um zu prüfen, ob einer von seinen Bolzen getroffen hat. Sein Ruhm ist etwas schal geblieben bei dem Kampf; insonderheit ist das neue Springfeuer, das er bei den Bauern einführen wollte, nicht zu seinem Recht gekommen.

Abseits der Herren liegt ein Einsamer mit gespaltener Brust.

Hein Hoyer tritt heran und erkennt den Herzog nach dem Bild seines Vaters. Er sieht das riesige Haupt, dessen Mund noch in Entsetzen aufstarrt. Und er möchte mit dem Leblosen sprechen: Sieh, ich tat es nicht um deinetwillen; es ist, weil mir die Freiheit über die Menschen geht. Die Freiheit — denkt er — oder das, was die Erde selig machen soll. Er spricht weiter mit dem Toten: Wisset, eure Zeit ist gegangen; die alte Erde, die ich nicht erklären konnte, stirbt. Aber sie ruft nach einer anderen aus unseren Händen. Ihr, die ihr glaubt, daß die Welt ein ewig drehender Kreisel sei, müßt mit dem Leben büßen.

Da wird des Toten Antlitz weicher, ohne Harm und Haß; um seine Züge spielt ein Spott oder ein Lächeln — wie aus vergebender Ferne.

„Haben sie dir gesagt — da, wo du jetzt bist —, daß du im Unrecht warst", drängt der Hauptmann. „Könntest du mir doch ein Wort geben von dem, was du schaust!" Aber der Tote schweigt. Hoyer blickt drohend zum Himmel, der antwortet nicht; unter der Höhe aber, die in blauen Sicheln ins Unermeßliche steigt, gehen vier Straßen von einer großen Wolke aus gen Westen und Osten, nach Norden und Süden.

Die Bauern tranken und jauchzten über ihren Sieg, das Land hallte wider von Lärm, der aus allen Dörfern scholl.

Als Avelke von der Schlacht hörte, hielt es sie nicht mehr am Meer; sie ritt durch die helle Nacht zur Hamme hinüber. Gerüchte und Heimlichkeiten trieben sie an. Sie war zornig, daß Hoyer ihr den kommenden Kampf verborgen hatte, aber ihre Freude über seinen Sieg war stärker als der Unmut. Ihr Blut sang mit der Frühe, die Büsche am Weg hoben sich wie Fahnen, wo sie sie streifte, und der Wind brauste und scholl wie fröhlicher Hörnerklang.

Als sie zur Hamme kam, sah sie nicht die Toten, die auf den Feldern lagen; sie suchte Hoyer, der an sie denken mußte, so wie er in ihren Gedanken war. Voll Erwartung sprang sie neben ihm ab, sah sein ernstes Gesicht und den Toten zu seinen Füßen. „Herzog Geerd?" fragte sie bebend, sie wußte nicht, wie sie auf den Namen kam.

Der Bucklige grüßte und sah noch einmal sinnend in das gewaltige Antlitz. Das Mädchen schwieg und war froh, daß der Schatten seiner breiten Schultern über sie fiel; still war es überm Moor, nur unter dem Boden summte es wie der Schritt unterirdisch Wandernder.

Hoyer wandte sich zu ihr. „Avelke!" sagte er leise und strich in wortloser Freude über ihre Schläfen.

„Herr Hoyer?" fragte sie und wurde blutrot unter seiner Hand.

Da drang ein leises Singen den Weg von der Geest herab. Hinter den Föhren schien's, man sah die Menschen noch nicht, aber die Bäume huben an zu wehen, die Zweige weiteten sich und in den Wassern flackerte das Licht von einer Pein, die aus ihrer Tiefe will.

Eine alte Frau kroch einher, humpelte bei Hoyer vorbei und blieb auf ein paar Schritte in Furcht und vorsichtigem Blinzeln stehen. Als sie Avelke sah, begannen ihre Runzeln zu arbeiten, sie schien die beiden zu erkennen.

„Gebt acht, sie kommen", grinste ihr Mund, „sie kommen!"

Hoyer hatte sein Haupt nicht erhoben, er dachte an das Leben, das verfallen war. Aber Avelke fragte erschrocken: „Wer kommt?"

„Alle Frauen, die ich bei den Toten sah!"

Das Singen kam näher wie eine leise Flut, wie ein Lied trostloser Erlösung, das sich weitet und wieder in Schmerzen bricht. Der Wind fuhr ihm entgegen; es war, als drängte ein Fremdes über die Welt, als wehte eine Sehnsucht von den Toten zu den Singenden hinüber und gäbe eine Antwort, die stärker war als Haß und Heimweh. Näher kam das Klingen gleich einer allbesiegenden Milde aus Unermessenem.

Frauen schritten die Straßen herab. Sie waren tief verschleiert. Ihr Mund aber sang von der Liebe in Ewigkeit. Da wurde das Licht des Tages grau gleich ihrer Trauer und die Sonne schien blaß wie eine Totenlampe.

Die Uralte kroch zitternd zu Hoyer.

„Jag sie fort, Reiter!" knurrte sie.

Der sah die Hexe nicht, seine Gedanken sprachen mit Herrn Geerd.

„Jag sie weg, jag sie weg!" raspelte die andere noch einmal. Dann, als sie sah, wie die Nahenden sich suchend verteilten, flackerten ihre Augen auf. „Böcklein, wahr dich, du hast sie erschlagen." Sie kroch dicht an seine Knie. „Soll ich sie dir nennen, die zum Klagen kommen? Sieh, das ist die Frau von Poggwisch, die acht Söhne gebar. Sieben liegen unter den Dreihundert."

„Die Mutter?" stotterte Avelke, „die Mutter?"

„Ob sie die Seelen wieder eintrinken wird?" Der verschrumpfte Leib schüttelte sich. „Und das ist die letzte der Reventkows, es sei denn, daß, was sie trägt, ein Knabe wird."

„Und diese da", kicherte sie, „diese da wird zum Herzog kommen. Sie hatte vor Zeiten ein Kind von ihm, das als Knecht aufwuchs."

Die Menschen blickten in jähem Grauen auf. Frau Elke Wichert schritt zwischen den Sümpfen, ihr Haupt war vornübergebeugt, als wüßte sie den Schmerz nicht zu tragen.

Dann sah sie den Hauptmann und das Mädchen und blieb in stummer Verwirrung stehen.

„Du bist da, Avelke?" fragte sie leise, „du, Avelke?" Ihre Stimme klang weitab, als sei sie nicht ihr eigen. „Bist du bei deinem Vater, Avelke?"

Die hatte jäh die Lider geschlossen, ihre Lippen waren totenblaß. Sie sank in die Knie, zitterte und reckte sich abwehrend auf. Dann neigte sie sich langsam über den Toten und versuchte sich mit beiden Händen zu stützen, aber es war, als trüge sie brennende Fackeln in den Händen und die Erde wiche unter ihr.

„Vater!" schrie Avelke auf, „mein Vater?"

„Avelke", rief Frau Elke noch einmal, „hast du deinen Vater gefunden, Avelke. Aber die hörte nicht mehr, ein verzehrendes Feuer umfuhr sie. Entsetzen war sein Name, Sehnsucht, Haß, Grauen und Heimweh nach allem Vergehen.

„Mein Vater!" flehte sie.

„Bete für ihn, Avelke!" Frau Elke ließ sich bei ihr nieder, Mutter und Tochter knieten über dem Harnisch und über dem zerstörten Antlitz. Ihre bunten Gewänder schienen wie aus der Erde über den Toten gewachsen.

Hein Hoyer aber sah die Heimsuchung der Frauen und ihre Liebe, und seine Brust barst vor Entsetzen über die Verflechtung des Geschicks. „Avelke!"

Das Mädchen hob den Kopf und sah ihn an, aus einem unseligen Leid, das nicht mehr enden wollte. Sie hob die beiden Hände wie ein Kreuz gegen Hoyer empor.

„Was tat er dir?" schrie sie. „Was tat dir mein Vater?"

(Fortsetzung folgt.)

Der verhängnisvolle Maskenball.

Erzählung von **Käthe Donny.**

Dinah Patterson, die verwöhnte, launenhafte Frau des Petroleumkönigs J. Patterson, gab einen Maskenball. Es sollte ein „Lumpenball" werden, wie die Einladungen be[sa]gten. Zum Vorbild für die Masken sollte man Typen aus [de]r Newyorker Unterwelt nehmen.

Dinah Patterson versprach sich eine gewisse Aufregung davon. Alle die Söhne, Frauen und Töchter der Multimillionäre und diese selbst als Apachen, Verbrecher und Gesindel aller Schattierungen zu sehen, reizte ihr Sensationsbedürfnis. Sie selbst jedoch wollte als Mammon erscheinen, als das leibhaftige Gold, nach dem alle begehrten, um das sie alle schufteten, stritten und Verbrechen begingen.

Sie fand diese Idee sehr apart und verstand auch, das Einverständnis von J. Patterson zu erlangen, dem ihr Vorschlag durchaus nicht gefallen wollte, denn er hatte eine fast krankhafte Abneigung gegen Verkommenheit. Dinah lächelte nur und sah ihren Mann an — und er war einverstanden.

Der Maskenball wurde ein erstklassiger Lumpenball. Die Newyorker Millionärsjugend hatte weder eingehende Studien in der Unterwelt noch Dollars gescheut, um die krassesten Typen der Armut und des Verbrechens naturgetreu zu kopieren. Da stürmte zum Beispiel Robby Parker, einer der Gäste, mit knallendem Browning in den gelben Saal, aufgehalten von dem Haushofmeister, der einen wirklichen Verbrecher vermutete und von Robby glatt niedergeboxt wurde. Erst eine heftige Ermahnung des Hausherrn, begleitet von einer Hundertdollarnote, klärte den rot und blau Geboxten auf.

„Alles Gesindel einlassen, verstanden!" befahl Patterson und mischte sich, ein hemdärmeliger, verrußter Kohlentrimmer, wieder unter seine Gäste. Da waren Apachen, frech geschminkt, breitbeinige Schauerleute vom Hafen mit gefährlich rohen Gesichtern, schlanke Mädchen als Tänzerinnen aus üblen Varietés, Kulis aus dem Chinesenviertel, schwarz geschminkte Negerlastträger, Zeitungsjungen, Bettler.

Dinah Patterson thronte auf einem erhöhten Sitz. Sie war ganz in Gold, glatt und gleißend, unbewegt, kalt lächelnd. Man fand sie zauberhaft, berückend, verführerisch. Alles huldigte ihr. Alles begehrte sie. Jeder Mann wollte mit ihr tanzen. Aber Dinah lehnte ab. Sie hatte keine Lust, zu tanzen, es paßte nicht zu ihrer Idee. Sie wollte für diese alle da nur gleißendes Götzenbild bleiben, das sie lockte, das ihnen aber nichts gewährte. Es sei denn, einer verstände es, sie zu reizen. Sie war enttäuscht. Die Männer hatten ihr nichts zu sagen als bewundernde Worte. Das war langweilig. Sie hatte anderes erwartet, sie wußte selbst nicht, was, etwas ahnte ihr nur von einem kühnen Angriff auf ihre goldene Macht.

„Sieh da, Pattersons Millionen, verkörpert in einer Frau. Darf man das Götzenbild berühren oder nur von fern anbeten?"

Ein olivenfarbener Kuli in blauer Chinesenjacke und gleichfarbiger abgetragener Hose stand vor Dinah und streckte die hagere Hand aus.

„Darf die Armut das Gold zu einem kleinen Tanz bitten?"

Die schöne Frau beugte sich vor. Dieser abgeschabte Kuli hatte etwas in den Augen, was sie zwang, sich zu erheben. Er nahm ihren Arm, und jetzt erst bemerkte sie im Gehen, daß er hinkte. Dennoch tanzte er vorzüglich. Aber er sprach kein Wort, so sehr sie auch darauf wartete. Zum Schluß führte er sie durch mehrere Säle in ein kleines Kabinett, nötigte sie zum Sitzen und blieb vor ihr stehen mit ineinandergelegten Armen.

„Das Gold glänzt, aber es ist kalt", sagte er und sah ihr spöttisch in das erglühende Gesicht.

„Haben Sie das etwa an meinem Tanz bemerkt?" Dinahs Stimme war gereizt. Was fiel diesem Manne eigentlich ein? Und überhaupt, wer konnte es sein? Sie sann angestrengt nach. Einer aus dem South-West-Club wahrscheinlich, einer von Robby Parkers Freunden. Er hatte ihr neulich beim Golf ein halbes Dutzend vorgestellt, man vergaß diese Gesichter so leicht.

„Dein Tanz bemühte sich, kalt zu bleiben, aber du kannst glühen, Dinah Patterson, wenn der Richtige kommt."

Die schöne Frau wollte auffahren. Das Duzen, schön, Maskenfreiheit, aber dieser Ton — „Sie sind —"

Doch der blaue Kuli hatte sich schon umgedreht und war schnell davongehinkt.

Dinah Patterson wollte sich bei ihrem Mann beschweren. Sie sah ihn drüben im gelben Saal, im Gespräch mit dem — hinkenden Kuli. Rücksichtslos bahnte sie sich einen Weg durch die Tanzenden, aber als sie endlich in den gelben Saal kam, waren die beiden Männer verschwunden, und so eifrig sie auch in allen Räumen suchte, weder Patterson noch der blaue Chinese waren zu entdecken.

Enttäuscht und erregt stieg Dinah die schmale Geheimtreppe zu ihrem Toilettenzimmer hinauf. Sie wollte jetzt das zweite Kostüm für diese Nacht anziehen und schon der Zofe läuten, als sie im Nebenraum Stimmen hörte. Dort war J. Pattersons Ankleidezimmer.

Es war ihres Mannes Stimme und die abgehackte, scharfe Sprechweise des hinkenden Kulis.

„Ja, Billy Pough," hörte Dinah die Stimme des Chinesen, „das hättest du wohl nicht erwartet. Es war eine ausgezeichnete Idee von deiner Frau — übrigens einer schönen Frau —, diesen Lumpenball zu geben. So konnte ich recht unauffällig zu dir kommen."

„Billy Pough", wiederholte Dinah und wurde bleich unter dem aufgelegten Rot. „Billy Pough, den vor sieben Jahren die Polizei in allen Staaten suchte. Billy Pough — ich verstehe nicht, Patterson ist doch —"

„Du hast es ganz geschickt gemacht, Billy, niemand würde in dem schwarzhaarigen Petroleumkönig von Newyork den verfolgten blonden Pough vermuten, aber du hast eine Kleinigkeit vergessen. Deinen linken kleinen Finger nämlich, wie gesagt, nur eine Kleinigkeit. Er hat diese merkwürdige Knickung, du hättest ihn operieren lassen sollen, es gibt so geschickte Ärzte. Gestern, als du aus der Börse kamst, hast du deinem Chauffeur zugewinkt, mit der linken Hand, deine alte Angewohnheit, und da erkannte ich dich an deinem kleinen Finger, trotz deiner vorzüglichen Metamorphose. Wie gesagt, nur eine Kleinigkeit, aber sie wird große Folgen haben. Nein, laß deinen Browning, es ist zu spät. Morris, der Polizeichef vom siebenundzwanzigsten Distrikt, weiß, daß ich dir auf der Spur bin; er weiß auch, daß wir eine alte Rechnung auszugleichen haben. Du erinnerst dich doch? Oder soll ich deinem Gedächtnis etwas nachhelfen, alter Freund? Also Coup gegen Coup. Was du mir vor sieben Jahren abgeschwindelt hast, wirst du mir jetzt zurückzahlen mit Zins und Zinseszins. Höre zu: Morgen früh wird in der gesamten Newyorker Presse eine Notiz über das plötzliche Versagen deiner südamerikanischen Ölquellen erscheinen. Die Notiz ist eine Lüge, aber du wirst nicht dementieren, sondern deinen gesamten Aktienbesitz auf den Markt werfen. Mittags wird eine zweite Notiz die völlige Zerstörung deiner Anlagen durch einen Riesenbrand melden. Der Kurs der Aktien wird nicht mehr zu halten sein. Es ist dafür gesorgt, daß von den Werken keine Nachricht kommt. Drei Tage lang. In diesen drei Tagen werden die Aktien bis auf ein paar Prozent gefallen sein, wertlos, und ich werde kaufen. Am dritten Tage wird eine Mitteilung von den Werken alles aufklären, und ich werde die Millionen haben, die du bis heute hattest."

„Das ist gemein, aber gerecht", murmelte Dinah und lauschte angespannt. Sie hörte ein Aufstöhnen, das war J. Patterson, und ein kurzes Auflachen, das war der Chinese.

Was dann noch halblaut gesprochen wurde, konnte sie nicht mehr verstehen. —

Der Newyorker Petroleummarkt hatte noch nie einen solchen Skandal erlebt. Die Börse war wie im Fieber, die Zeitungen überboten sich in Alarmnachrichten. Ein Dutzend Spekulanten sollte sich erschossen haben, ein weiteres Dutzend bankrott sein. Aber die Blätter hatten wieder einmal die Ereignisse multipliziert mit dem Sensationshunger ihrer Leser. Nur einer hatte sich erschossen — J. Patterson.

Man verstand das, was war ein Petroleumkönig ohne Petroleumaktien, aber man bedauerte die schöne, verwöhnte Dinah Patterson.

Als nach wenigen Tagen, kurz vor der Versteigerung von Pattersons Palace, ein älterer, scharf und herrisch aussehender Mann, ein Jugendfreund Pattersons, wie er sagte, zu ihr kam, um sie mit seinem Besitz an Petroleumaktien bekannt zu machen, sagte Dinah nur: „Mit Kumpanen von Bill Pough will ich nichts zu tun haben."

Dann wandte sie sich wortlos ab.



Bunte Chronik



Gladstone als Komponist.

In dem Nachlaß des berühmten englischen Staatsmannes William Ewart Gladstone, der im Jahre 1898 in Hawarden starb, fand ein Enkel Gladstones unter einer Anzahl von unbedeutenden Dokumenten mehrere beschriebene Notenblätter. Es handelt sich um ein Kyrie Eleison, das der Staatsmann komponiert und eigenhändig aufgeschrieben hat, ohne irgend einem Menschen davon Mitteilung zu machen. Es ist bekannt, daß William Gladstone eine große Vorliebe für Kirchenmusik besaß, und seine nächsten Angehörigen haben des öfteren der Vermutung Ausdruck gegeben, daß er vielleicht auch selbst gelegentlich komponiert hat. Es gelang aber bisher noch nicht, eine Bestätigung für diese Annahme zu finden. Das jetzt entdeckte Kyrie Eleison stellt nach der Ansicht bedeutender englischer Musiker „eine bemerkenswerte Bereicherung der neueren Kirchenmusik dar. Es wurde in diesen Tagen erstmalig in der Kapelle der Etonschule aufgeführt.

Wie alt werden Eichen?

Das Alter von gefällten Bäumen kann man durch Zählen der Jahresringe feststellen, bei sehr alten Stämmen aber hat dies einige Schwierigkeiten, denn in der Regel ist das Kernholz zerstört, so daß man auf Vergleichsschätzungen angewiesen bleibt. Deshalb gehen auch oft die Ansichten über das mögliche Höchstalter der Bäume auseinander. Man nimmt an, daß die Stieleiche bis zwei Jahrtausend alt wird. Auf Grund genauer Zählung der Jahresringe und Vergleiche stellte kürzlich E. W. Schmidt das Alter von Eichen in einem Walde bei Neuhaldensleben fest. Es ergab sich, daß dort Eichen bis zu einem Höchstalter von etwa 1200 Jahren stehen. Natürlich können dies aber nur mehr oder weniger Durchschnittszahlen sein.

Fabeln.

„Wir wollen einen Gerechtigkeitsfrieden schließen", sprach der Fuchs zur fetten Ente, packte sie — und fraß sie auf.

*

Einst fragte der junge Harun al Raschid seinen weisen Lehrer: „Sage, o Meister, was heißt für einen guten Fürsten herrschen?" „Allen Guten dienen, sich selbst aber und alle Bösen in Schranken halten", war die Antwort.

*

Es gibt königliche Menschen. Sie tragen unsichtbar und stolz erkämpfte Kronen, — ihr Reich ist nicht von dieser Welt!

*

Ein bedeutender Dichter beklagte sich einst über sein Geschick, das ihm so viel Kummer und Tränen gebracht. Da sah das Schicksal ihn mit seinen harten Augen höhnisch an und sprach: „Was wärst du ohne mich?!"



Lustige Ecke



Sicheres Merkmal.

„Was, Sie wollen mein seit zehn Jahren verschwundener Neffe sein? Der sah ganz anders aus, Sie Schwindler!"

„Stimmt schon, Onkel! Ich war doch damals weggegangen, um ein anderer zu werden."

Im Fieberwahn.

Der Kranke (phantasierend): „Hebe dich weg, du grauenhaftes Gespenst!"

Der Nachbar (zur Frau des Kranken): „Der Anfall scheint mir vorüber, er erkennt Sie schon wieder!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.